GENDER OPEN REPOSITORIUM

Zur Diskussion gestellt : Leben texten, Lebensgeschichten, das eigene Leben schreiben – ein Plädoyer für Unterscheidungen. Auf der Grundlage und anhand von frühneuzeitlichen autobiographischen Schriften

Jancke, Gabriele

2003

https://doi.org/10.25595/1028

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jancke, Gabriele: *Zur Diskussion gestellt : Leben texten, Lebensgeschichten, das eigene Leben schreiben – ein Plädoyer für Unterscheidungen. Auf der Grundlage und anhand von frühneuzeitlichen autobiographischen Schriften*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 14 (2003) Nr: 2, 386-395. DOI: https://doi.org/10.25595/1028.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2003.14.2.386

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Zur Diskussion gestellt:

Leben texten, Lebensgeschichten, das eigene Leben schreiben – ein Plädoyer für Unterscheidungen. Auf der Grundlage und anhand von frühneuzeitlichen autobiographischen Schriften

Gabriele Jancke

1. Geschichtswissenschaft – das Narrativ der Individualität und der Umgang mit Anderen

Geschichtswissenschaft produziert ihre eigenen Erzählungen und partizipiert mehr oder auch weniger bewusst an bestehenden und etablierten Narrativen. Wo von „Individualität" die Rede ist, ist das gemeinte Individuum meist als männlich, weiß, bürgerlich, städtisch und christlich gedacht, oft darüber hinaus als Schriftsteller und Intellektueller.[1] Auch wenn dies längst bekannt und in seinen gender- und eurozentrischen Implikationen kritisiert worden ist[2], ist diese Erkenntnis keineswegs überholt. Die in den letzten Jahren aufblühende und sehr fruchtbare Selbstzeugnisforschung zeigt das überaus deutlich. Zentraler Schauplatz ist die Frühe Neuzeit, erzählt wird die Geschichte der Individualität und ihrer Entstehung, mit autobiographischen Texten als Beweisstücken im Mittelpunkt, im-

1 Die hier in Kurzform entwickelten Überlegungen beruhen vor allem auf meiner ausführlichen Studie zu frühneuzeitlichem autobiographischem Schreiben: Gabriele Jancke, Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, Köln/Weimar/Wien 2002.

2 Vgl. u. a. Andrea Maihofer, Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz, Frankfurt a. M. 1995, 36f, 37, 150–155; Andrea Günter, Vom Wunsch, ein Stück Schokolade zu essen. Oder: Was bedeuten Autonomie und Freiheit in der Krankenpflege?, in: dies., Weibliche Autorität, Freiheit und Geschlechterdifferenz. Bausteine einer feministischen politischen Theorie, Königstein/Taunus 1996, 230–242: 232–235; Henrietta L. Moore, Mensch und Frau sein. Perspektiven einer feministischen Anthropologie. Mit einer Einführung von Herlinde Pissarek-Hudelist, Gütersloh 1990 (englisches Orig. 1988), 78–83: Der Traum von der autonomen Persönlichkeit; Ursula I. Meyer, Einführung in die feministische Philosophie, München 1997 (= ND von Aachen 1994²; zuerst: von Aachen 1992²), Reg sv Individualität, sv Individuum; Seyla Benhabib, Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. Ansätze zu einer feministischen Moraltheorie, in: Elisabeth List u. Herlinde Studer Hg., Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, Frankfurt a. M. 1989, 454–487.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

pliziert ist in der Regel ein Ich mit eindeutigen Optionen hinsichtlich der Kategorien von Geschlecht, Klasse und Religion.

Frühneuzeitliche autobiographische Schriften haben im deutschsprachigen Raum seit Jacob Burckhardt und Georg Misch einen hohen Stellenwert.[3] Sie werden erstens als eine gerade für die Neuzeit wichtige Quellengruppe gesehen und zweitens für Fragen nach Individualität und der Konstitution des Selbst als bevorzugter Quellentyp herangezogen. Damit werden sie zu zentralen Beweisstücken erhoben, die Spezifisches der Neuzeit an deren Ursprüngen zu demonstrieren geeignet sind. Zugleich werden sie auf diese Weise im gegenwärtigen Kontext der Forscher wirksam gemacht und definieren von hier aus eine „neuzeitliche" – oder „moderne" – Identität im Rückblick.

Fragen, die im Umfeld dieser stark geistesgeschichtlich geprägten Forschungstradition zur Konstitution des Selbst und zum Individuum gestellt worden sind, werden bis heute immer wieder aufgegriffen, jüngst etwa von Richard van Dülmen in dem von ihm herausgegebenen Band „Entdeckung des Ich", kritisch auch in dem von Roy Porter herausgegebenen Sammelband "Rewriting the Self".[4] Wer sich im Forschungsfeld von Individuum, Selbst und Identität bewegt, weiß, wie fest verhaftet in unserem Denken diese klassischen Vorstellungen immer noch sind.

Die Erforschung frühneuzeitlicher autobiographischer Schriften steckt jedoch gerade für den deutschsprachigen Raum vielfach noch in den Anfängen. Das beginnt bei der bibliographischen Erschließung von einschlägigen Quellen und reicht über die editorische und monographische Aufarbeitung von Einzeltexten bis hin zu Fragestellungen, die mit intensiver Interpretation einzelner Schriften oder auf einer umfangreicheren Quellenbasis größere historische Zusammenhänge beleuchten. Nicht zuletzt sind vor dem Hintergrund dieser Forschungstraditionen die wissenschaftlichen Perspektiven auf autobiographische

3 Vgl. Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Hg. und mit einer Einführung von Walter Rehm, Stuttgart 1960 (Orig. 1860); Georg Misch, Geschichte der Autobiographie, vier Bde. in acht Teilbänden, Bern 1949, Frankfurt a. M. 1950–1969; mit der Frühen Neuzeit befasst sich Bd. IV/2: Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts. Dieser letzte Band geht, anders als die vorangehenden überarbeiteten und sehr erweiterten Teile, unverändert auf Mischs erste Fassung dieses Werkes aus dem Jahr 1904 zurück. Vgl. auch ders., Begriff und Ursprung der Autobiographie, in: ebd., 1, Das Altertum, 1. Hälfte, Bern 1949^3, 3–21.

4 Vgl. Richard van Dülmen, Einleitung, in: ders. Hg., Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln/Weimar/Wien 2001, 1–7, vgl. dazu meine Rezension in: L'Homme. Z.F.G. 13, 2 (2002), 297–300; vgl. auch bereits Richard van Dülmen, Die Entdeckung des Individuums, 1500–1800, Frankfurt a. M. 1997; Roy Porter Hg., Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present, London/New York 1997, darin neben der Einleitung des Herausgebers (1–14) vor allem der Beitrag von Peter Burke, Representations of the Self from Petrarch to Descartes, 17–28; vgl. ferner Kaspar von Greyerz u. a. Hg., Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850), Köln/Weimar/Wien 2001, darin vor allem die Einleitung: Fabian Brändle u.a., Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung, 3–31; aktuell das Themenheft „Das Ich in der Frühen Neuzeit" der online-Zeitschrift zeitenblicke 1, 2 (2002), URL: http://www.zeitenblicke.historicum.net. Vgl. ferner auch Charles Taylor, Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität, Frankfurt a. M. 1996 (Orig. Sources of the Self. The Making of Modern Identity, Cambridge 1989).

Texte der Frühen Neuzeit durch Vorannahmen über den Interpretationsrahmen, in den diese Quellen zu stellen und für den sie überhaupt erst auszuwählen seien, vielfach eingeschränkt.

Das ist besonders dann der Fall, wenn ein modernes Individuum zum Gegenstand gemacht wird, dessen Merkmale vor allem Autonomie, Freiheit von sozialen und religiösen Bindungen, eine einheitliche Identität und klare, die einzelne Person umschließende Grenzen sein sollen; klare Grenzen zwischen einer äußeren und inneren Person werden als ebenso konstitutiv angenommen wie ein ganzes Bündel von selbstreflexiven Orientierungen. Letztlich werden Personen hier in einer stark intellektualisierten Ausprägung von ihrem Bewusstsein her verstanden, während materielle, körperliche und soziale Dimensionen der Existenz mitsamt allen Geschlechterimplikationen und ihre Bedeutung für das dargestellte Personkonzept unberücksichtigt bleiben. Trotz mittlerweile zugestandener Notwendigkeit der Historisierung sind solche Fragestellungen einseitig Konzepten des 18. und 19. Jahrhunderts verpflichtet.[5]

Während autobiographische Schriften des 18. und zum Teil schon des 17. Jahrhunderts sich etwa seit Anfang des 20. Jahrhunderts besonders von literaturwissenschaftlicher Seite einer kontinuierlichen Aufmerksamkeit und hoher Wertschätzung erfreuen[6], blieben das 15. und 16. Jahrhundert bislang vielfach im Schatten dieser „Sattelzeit". Das dürfte nicht zuletzt aus der besonderen Stellung herrühren, die das 18. Jahrhundert mit einigen seiner autobiographischen Schriften in der Literatur- wie auch in der Geschichtswissenschaft einnimmt. Es wird zumal aus geistesgeschichtlichem Blickwinkel als Orientierungsrahmen gesehen, der die Vorstellungen über autobiographische Texte prägt: von ihrer Beschaffenheit, von ihrer Öffentlichkeitssituation und von ihrer Rolle als einer Gattung innerhalb eines Feldes literarischer, insbesondere fiktionaler Textsorten. Für entwick-

5 Zur Notwendigkeit einer Historisierung etwa Stephan Pastenaci, Erzählform und Persönlichkeitsdarstellung in deutschsprachigen Autobiographien des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Historischen Psychologie, Trier 1993, 2–5; van Dülmen, Entdeckung, wie Anm. 4, 1; zu verschiedenen Einschränkungen an diesem Burckhardt'schen Konzept (Historisierung, Orientierung auf Gottes- und familiäre Beziehungen, nur begrenzte Handlungsautonomie, schichtenspezifische und kulturelle Differenzierung) vgl. Brändle, Texte, wie Anm. 4, 3–6 – aber gerade diese Einschränkungen zeigen, dass die VerfasserInnen auf differenzierende Weise genau dieses Konzept weiter verwenden; van Dülmen, ebd., passim, zum Beispiel 12f, 25f, 33, 149; ebenso ebd., bes. 5, wenn Individualisierung trotz aller Forderung nach Differenzierung doch wieder pauschal als „Befreiung des Ichs" aus Tradition, vor allem kirchlich-religiöser, gesehen wird. Dass jedenfalls im 16. und 17. Jahrhundert religiöse, soziale und nicht zuletzt körperliche Dimensionen zu den Selbstkonzepten von Philosophen, Wissenschaftlern und Künstlern gerade dazugehörten, zeigen Jonathan Sawday, Self and Selfhood in the Seventeenth Century, in: Porter, Rewriting, wie Anm. 4, 29–48, und Roger Smith, Self-Reflection and the Self, in: Porter, Rewriting, wie Anm. 4, 49–57.

6 Dazu vgl. etwa Günter Niggl Hg., Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt 1989, 2. ergänzte Auflage 1998 (mit Nachtrag zur Bibliographie und Nachwort zur Neuausgabe); ders., Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung, Stuttgart 1977; Bernd Neumann, Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie, Frankfurt a. M. 1970; Inge Bernheiden, Individualität im 17. Jahrhundert. Studien zum autobiographischen Schrifttum, Frankfurt a. M. u. a. 1988; zur englischen Literaturgeschichte ferner Felicity A. Nussbaum, The Autobiographical Subject. Gender and Ideology in Eighteenth-Century England, Baltimore/London 1989; Michael Mascuch, Origins of the Individualist Self. Autobiography and Self-Identity in England, 1591–1791, Cambridge 1997.

lungsgeschichtliche Perspektiven liegt hier der Fluchtpunkt einer Geschichte, die als Fortschritt auf die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts zuläuft und zur Vorgeschichte schrumpft, sich auf eine gedruckt publizierte literarische Gattung Autobiographie in der narrativen Form der Lebensgeschichte bezieht und stets von diesen Konstellationen her wahrgenommen wird.[7]

Einzelne Quellen und die zugehörigen historischen Verhältnisse erhalten so einen nicht eigens reflektierten und begründeten normativen Rang auch in Rückprojektion auf andere historische Zeiten, die vor diesem Hintergrund in ihren Eigenarten nicht mehr zum Gegenstand des Interesses werden. Gerade mit entwicklungsgeschichtlichen Ansätzen gelangt man fast zwangsläufig dazu, Traditionen zu konstruieren, die auf einer sehr begrenzten Auswahl der vorhandenen Quellen und auf einseitigen Wahrnehmungen beruhen, ohne dass diese Annahmen und ihre Auswirkungen kenntlich gemacht würden. Äußerst problematisch wird dies vor allem dann, wenn an diesen partikularen Blick verallgemeinernde Folgerungen geknüpft werden, die ihrerseits erst recht die schmale Basis, auf der sie ruhen, zu verleugnen geeignet sind. Dass solche Traditionen in der Regel fast oder ganz ausschließlich mit autobiographischen Schriften christlicher, nichtadliger, gebildeter und vielfach schriftstellerisch tätiger Männer konstruiert werden, erzeugt nicht nur Bilder von normativen Texten, sondern zugleich von maßstabsetzenden Personen, Tätigkeiten, Themen und Lebensgeschichten.[8] Hier werden in Form vorgeprägter Personkonzepte die Kategorie der Person ebenso wie die Kategorie Geschlecht angewandt, ohne dass dies ausdrücklich reflektiert und ein Anschluss an einschlägige Debatten anderer Disziplinen gesucht würde[9].

Wird die Frühe Neuzeit unter modernisierungstheoretischem Blickwinkel gesehen, wie es seit Jacob Burckhardt, Max Weber oder Georg Misch bis heute immer wieder getan wird, dann werden autobiographische Schriften der Frühen Neuzeit zur – notwendig noch unvollkommenen – Vorgeschichte, ganz gleich, welche Inhalte jeweils für wichtig gehalten werden. Zugleich wird den Quellen ein Maß angelegt, das ihnen vorschreibt, wie sie hätten sein sollen.

---

7 So noch Brändle, Texte, wie Anm. 4, 4, 20–24 (Psychologisierung im 18. Jahrhundert als entscheidender Meilenstein in der Geschichte der Konstituierung des Selbst). – Auseinandersetzung mit derlei Fortschrittskonzepten in der deutschsprachigen Autobiographieforschung am Beispiel der Glikl bas Judah Leib („Glückel von Hameln") bei Gabriele Jancke, Die Sichronot (Memoiren) der jüdischen Kauffrau Glückel von Hameln zwischen Autobiographie, Geschichtsschreibung und religiösem Lehrtext. Geschlecht, Religion und Ich in der Frühen Neuzeit, in: Magdalene Heuser Hg., Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte, Tübingen 1996, 93–134: 99–102 und 118f.; zur englischsprachigen Forschung mit ähnlichen Ergebnissen vgl. Nussbaum, Subject, wie Anm. 6, bes. in ihrem Forschungsüberblick, 1–10. Ungeachtet dieser Kritik Nussbaums und ohne jegliche Auseinandersetzung damit wendet Mascuch, Origins, wie Anm. 6, genau das von ihr skizzierte Konzept (Konstruktion eines paradigmatischen Modells und einer darauf zulaufenden Vorgeschichte) an.

8 Dies hat für England ausführlich Felicity Nussbaum, Subject, wie Anm. 6, untersucht.

9 Die Arbeitsgruppe „Selbstzeugnisse in transkultureller Perspektive" an der FU Berlin bereitet zum Thema „Person und Geschlecht als Kategorien der Selbstzeugnisseforschung" einen Band vor, der als Querelle-Jahrbuch 2005 erscheinen wird (hg. von Claudia Ulbrich und Gabriele Jancke). Zu den Zielen dieser Arbeitsgruppe vgl. Gabriele Jancke, Selbstzeugnisse in transkultureller Perspektive, in: zeitenblicke 1, 2 (2002) (20.12.2002), http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/jancke/index.html (2.6.2003).

Hier steht nicht nur ein im Prinzip frei wählbarer Forschungsansatz auf dem Spiel. In der Beziehung von historischen Wissenschaften zu ihren Gegenständen geht es auch darum, wie HistorikerInnen in ihrer eigenen, gegenwärtigen Gesellschaft mit – historischen – Anderen umgehen und was sie über sie zu sagen haben. Dabei konstruieren sie ihrerseits relevante Andere, und sie arbeiten heraus, was genau an ihren historischen Gegenständen von Bedeutung ist, welche persönlichen Leistungen, welche Konzepte, welche sozialen Beziehungen und Zusammenhänge von heute aus zu würdigen sind. Auf diese Weise machen HistorikerInnen Traditionen sichtbar, die sie zumindest einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung für wert halten, während sie andere mögliche Traditionen mit Schweigen übergehen.[10]

Das Narrativ der (entstehenden) Individualität impliziert die negative Bewertung sozialer Beziehungen und führt zur Ausblendung sozialer Beziehungen und ihrer Bedeutung auch für männliche Akteure. Den vordergründig gefeierten historischen Individuen kommt die Aufgabe zu, diese Auffassung exemplarisch zu vermitteln. Nur scheinbar werden damit die subjektiven Perspektiven einzelner historischer AkteurInnen zur Geltung gebracht, denn tatsächlich tragen sie gerade diese Aussage keineswegs. Statt einer historischen Fundierung wird nur die Wirksamkeit solcher Konstruktionen in der gegenwärtigen politischen und Geschlechterlandschaft erkennbar.

Auch die Hinwendung zu neuen Texten – etwa von Frauen oder nicht-elitären Männern – wird bisher nicht zu neuen Narrativen genutzt. Vielmehr werden diese Quellen als Einzelfälle gesehen und unter der Kategorie der Ausnahme eingeordnet, so dass bestehende Narrative, wie unter anderem auch das der getrennten Geschlechtersphären oder des Ausschlusses von Frauen, bestätigt werden.

2. Autobiographische Texte – AkteurInnen, Konstruktionen und Strategien

Texte über das Leben einzelner Menschen sind nicht allein vom Gegenstand her zu verstehen. In biographischen wie autobiographischen Darstellungen, wenn in schriftlicher Form verfertigt, machen die VerfasserInnen ein Leben zum Material, mit dessen Hilfe sie einen Text gestalten können. Ob die schreibende Person aber auf das eigene Leben oder das eines anderen Menschen blickt, hat nicht nur unterschiedliche Perspektiven zur Folge. Vielmehr setzen AutorInnen hier auch sehr unterschiedliche Situationen, Interessen, Wünsche und Empfindungen in nur scheinbar gleiche Strategien des Schreibens um.

VerfasserInnen von autobiographischen Texten können hier direkt und ohne Umwege eigene Angelegenheiten mit dem Publikum verhandeln (auch wenn sie das Publikum, das sie ansprechen wollten, in manchen Fällen tatsächlich erst durch posthume Veröffentlichung erreichen konnten), sich gegen Anschuldigungen zur Wehr setzen oder um Unterstützung und Anerkennung werben. Zugleich können sie mit dem biographischen „Ma-

10 Ähnlich Joan W. Scott im ersten Satz ihres Aufsatzes After History, in: Common Knowledge 5, 3 (1996), 85–103, 85 (dt. Nach der Geschichte?, in: WerkstattGeschichte 17, [1997], 5–23, 5).

terial" ihres Lebens in ganz anderer Weise schalten und walten als jeder und jede BiographIn, sind sie es doch selbst, die durch ihre Erinnerung Zugang zu vielen für andere nicht sichtbaren Teilen ihres Lebens haben. Daher trägt auch das ausgewählte und zusammengestellte Material durchgängig die Handschrift der eigenen Perspektive.

Konstruktionen und Strategien sind, das ist lange bekannt, für autobiographische Schriften, welcher Textsorte auch immer, konstitutiv und machen sie zu methodisch schwierig zu handhabenden Quellen.[11] Es handelt sich auch um einen besonders reichen und vielfältigen Typ von Quellen – es gibt wohl kaum eine Textsorte, die sich nicht auch zur Beschreibung des eigenen Lebens eignen kann. Für welche Textsorte die jeweiligen VerfasserInnen sich entscheiden, hängt sowohl von dem Fundus ab, der ihnen durch ihre Lektüre- und Schreiberfahrungen bereits vertraut ist, als auch davon, welche Themen sie darstellen und wem sie darüber etwas mitteilen wollen.[12] Angesichts der Geschlechterasymmetrien beim Erwerb von Wissen und bei der Zugänglichkeit von damit verbundenen Status- und Autoritätspositionen liegt hier nicht nur eine methodische Schwierigkeit, sondern eine Fülle wichtiger Informationen.

Die Lebensgeschichte in chronologischer und narrativer Form kann eine der möglichen Schreibstrategien auch für autobiographische Texte sein. Sie setzt den Rück- und Überblick voraus und konstruiert mit dem roten Faden einer Geschichte ein einzelnes, individuelles Leben als einen Gegenstand, der eine Reihe von Zusammenhängen in und mit sich selbst besitzt. Dass schon allein für das autobiographische Schreiben noch ganz andere Möglichkeiten bestehen, zeigt bereits ein Blick auf die Tagebuchform. Welche der vielfältigen Formen der Personendarstellung jemand wählt oder auch als kulturelle Kompetenz verfügbar hat, beinhaltet insbesondere dann spezielle Aussagen, wenn die VerfasserInnen über sich selbst schreiben. Als Martin Luther (1483–1546) im Jahr 1545 eine autobiographische Vorrede für seine *Opera omnia* schrieb, verhielt er sich genau wie viele andere männliche Gelehrte seiner Zeit; als die Nürnberger Äbtissin Charitas Pirckheimer (1467–1532) im Kontext reformatorischer Konflikte eine autobiographische Klosterchronik verfasste, stand dies im Kontext ihres Ordens und der Klosterchronistik und sagt viel über ihre Absichten zur Aufrechterhaltung des Klarissenklosters; indem Götz von Berlichingen (1480–1562) als alter Mann seinem Pfarrer eine apologetische Lebensgeschichte diktierte, teilte er nicht nur etwas über seine ehemalige Existenz als Raubritter mit – die er darstellt und legitimiert –, sondern auch über den Paradigmenwechsel zur Schriftlichkeit in eigener Sache, den er mittlerweile nolens volens vollzogen hatte.

Wer autobiographisch, also über das eigene Leben schreibt, macht sich selbst erstens zum Gegenstand von Konstruktionen und bringt diese zweitens in eine Kommunika-

11 Vgl. etwa die klassischen Positionen von Hans Glagau, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle, Marburg 1903; Hans W. Gruhle, Die Selbstbiographie als Quelle historischer Erkenntnis, in: Melchior Palyi Hg., Hauptprobleme der Soziologie. Erinnerungsgabe für Max Weber, 1, München/Leipzig 1923, 155–177; für aktuelle Beiträge vgl. Winfried Schulze Hg., Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996.

12 Am Beispiel von Glikl bas Judah Leib (Glückel von Hameln) untersucht bei Jancke, Die Sichronot (Memoiren), wie Anm. 7, und dies., Glikls Autobiographie im Kontext frühneuzeitlicher autobiographischer Schriften, in: Monika Richarz Hg., Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit, Hamburg 2001, 91–122.

tionssituation ein. Konstruktionen können nicht vollkommen beliebig sein, sondern sind mit den Vorstellungen der LeserInnen von Plausibilität und Akzeptabilität konfrontiert. Damit sind zumindest implizit auch Fragen der Autorität und des öffentlichen Redens im Spiel – mit ihren mannigfachen gender-Aspekten. Dass einerseits in der Frühen Neuzeit die zahlreichen Autoren autobiographischer Schriften überwiegend Gelehrte, die wenigen Autorinnen vor allem Adlige und Äbtissinnen waren, sagt bei allen möglichen Einseitigkeiten von Überlieferungsverhältnissen und Herausgebervorlieben auch etwas darüber, welche sozialen Positionen der Produktion dieser Texte günstig waren. Dass andererseits männliche Biographen beim Schreiben über Schriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts dem Narrativ folgten, mit einer Eheschließung sei das darzustellende Leben beendet, während es doch hinsichtlich der literarischen Aktivitäten oft erst lange danach seinen Schwerpunkt hatte, hat Carolyn Heilbrun eindrucksvoll gezeigt.[13] Der Umgang mit genderorientierten Narrativen und die Möglichkeiten, eine Position kommunikativer Autorität herzustellen, machen autobiographisches wie biographisches Schreiben zu einer Machtfrage im sozialen Raum.

Schreiben ist eine Aktivität, bei der es auf die AkteurInnen ankommt. Sie treffen Entscheidungen, worüber sie schreiben und wie sie das tun; sie wählen aus ihrem Material aus und fügen es zu einem mehr oder weniger bewusst, mehr oder weniger routiniert gestalteten Text zusammen; sie orientieren sich in ihrer Schreibsituation und oft gegenüber einem erwarteten Publikum; sie bewegen sich in Handlungsräumen von Normen, Erwartungen, Traditionen und Schreibgewohnheiten mit ihren eigenen Absichten und Kompetenzen – kurz, sie agieren in einer sozialen Welt von Vorgaben und Möglichkeiten. Hier liegt ein wichtiger Unterschied zwischen Biographie und Autobiographie, der nicht zuletzt seiner Geschlechteraspekte wegen von Bedeutung ist.

Es ist also von großem Erkenntniswert, autobiographische und heterobiographische Texte auseinander zu halten und mit unterschiedlichen methodischen Instrumentarien zu untersuchen – die jeweils verwendeten Muster und Narrative haben verschiedene kommunikative Orte und Wirkungsweisen. Dabei spielte neben Ordo und Religion auch die Kategorie Geschlecht eine entscheidende Rolle. Unbeschadet der Tatsache, dass es für bestimmte Fragestellungen sehr sinnvoll sein kann, etwa Biographien, Autobiographien und auch Memoiren im gemeinsamen Kontext der Lebensgeschichte zu verbinden, plädiere ich deshalb dafür, Schriften, in denen Menschen – in welchen Formen auch immer – über ihr eigenes Leben schreiben, als eigenen Quellentyp zusammenzufassen und von Biographien zu unterscheiden.

3. Ein Vorschlag: das kommunikative Ich

Autobiographische Texte liefern nicht einfach Material über das Leben und die Auffassungen von Menschen, die auf diese Weise stets nur indirekt und sprachlich vermittelt greifbar werden, sondern sie machen solche lebenden und handelnden Menschen in einem Augenblick oder einer Phase ihres Lebens unmittelbar zugänglich – insofern näm-

13 Vgl. Carolyn G. Heilbrun, Writing a Woman's Life, London 1988, vor allem Kap. 4, 76–95.

lich das autobiographische Schreiben eine ihrer Aktivitäten war. Diese Aktivität lässt sich direkt beobachten.[14] Die wichtigste methodische Schlussfolgerung, die daraus zu ziehen ist, lautet: Die biographische Vergangenheit, wie sie in autobiographischen Texten vorliegt, ist nicht abgelöst von der Gegenwart der VerfasserInnen und damit ihren Motiven, ihren Strategien und ihrem Kontext zu behandeln. Im Gegenteil, sie muss von hier aus gelesen werden. Für jede Interpretation sind beide Ebenen zu berücksichtigen.

Auf die Absichten, Perspektiven und Strategien sowie vertraute Schreibformen und -normen, die in jede Darstellung des eigenen Lebens unweigerlich eingehen, ist vielfach aufmerksam gemacht worden. Dabei scheint es mir wenig hilfreich, in den die autobiographischen Texte (wie übrigens andere auch) prägenden Faktoren vorwiegend Elemente einer verzerrenden Subjektivität zu erblicken oder – mit positiver Wertung – darauf zu verweisen, dass nun einmal mit Sprache auch eine eigene Wirklichkeit konstruiert werde. Im einen Fall steht als historiographischer Gegenstand die Objektivität von Tatsachen im Vordergrund, die es von subjektiven Beimengungen und Beeinflussungen zu befreien gelte. Im anderen Fall finden Konstruktionen und Konzepte als solche durchaus Interesse, jedoch werden deren Beziehungen zu anderen Ebenen von Wirklichkeit vernachlässigt. Der komplexe Quellenwert autobiographischer Texte wird in beiden Fällen verkürzt und nicht aufgegriffen.

Die Qualitäten, die diesem Quellentyp eigentümlich sind, liegen auf zwei Ebenen: Zum einen beziehen sie sich auf die tatsächliche Lebensgeschichte, die in einem autobiographischen Text – stets in Ausschnitten und Teilaspekten – beschrieben ist. Hier lässt sich sowohl nach lebensgeschichtlichen Tatsachen und den Erfahrungen eines Menschen als auch nach je spezifischen, subjektiven und konstruierten Wahrnehmungen dieses Wirklichkeitsbereiches fragen. Zum anderen liegen die Qualitäten dieses Quellentyps darin, dass der gleiche Mensch, dessen Leben im Text dargestellt ist, diesen auch selbst geschrieben hat[15], beim Tagebuch etwa zeitgleich mit den berichteten Ereignissen, in anderen autobiographischen Schriften im Rückblick aus mehr oder weniger großem zeitlichem Abstand heraus. Diese Ebene des autobiographischen Schreibens umfasst sowohl Haltungen des gegenwärtigen Menschen zu seiner jüngeren oder ferneren Vergangenheit als auch Absichten, Fähigkeiten und Strategien, sich in einer gegenwärtigen Situation zu verhalten, an der direkt oder indirekt auch andere Menschen – etwa im unmittelbaren Gegenüber als Publikum – beteiligt sind.[16] Von hier aus organisieren Verfasserinnen

14 Zu dieser Unterscheidung zwischen dem, was autobiographische Erzählungen – schriftliche wie mündliche – an ihren ErzählerInnen mittelbar und was sie unmittelbar beobachten lassen, vgl. Jürgen Straub, Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung, in: Hedwig Röckelein Hg., Biographie als Geschichte, Tübingen 1993, 143–183.

15 Hier setzt Philippe Lejeune an, wenn er Autobiographie als literarische Gattung mittels dieses „autobiographischen Paktes" definiert (Der autobiographische Pakt, in: ders., Der autobiographische Pakt, Frankfurt a. M. 1994 [Orig. Le pacte autobiographique, Paris 1975], 13–51): Die VerfasserInnen garantieren damit, dass AutorIn, ErzählerIn und beschriebene Person ihrer Schrift identisch mit einem einzigen, realen Menschen sind. Berichtete Ereignisse sind somit der Nachprüfung durch die LeserInnen zugänglich und dürfen nicht fiktiv sein. Dies unterscheidet unter anderem eine Autobiographie von einem autobiographischen Ich-Roman wie dem „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz.

16 Davon geht die Autobiographietheorie aus, die Jürgen Lehmann anhand von Schriften des 18. und 19.

und Verfasser, was sie auf welche Art wem schriftlich von sich mitteilen wollen. Alle biographischen Inhalte und Konstruktionen sind von dieser Ebene aus und damit in ganz konkreten persönlichen Situationen und sozialen Kontexten formuliert. Die subjektive Perspektive dieser Schriften hat genau hier ihren realen Ort.

Konstruktionen und Narrative prägen nicht nur das autobiographische Schreiben, sondern auch das Schreiben über autobiographische Texte. Das Narrativ der Individualität wird von der Geschichtswissenschaft gerade mit autobiographischen Quellen in höchst undifferenzierter Weise vielfach weitergeschrieben und selten analysiert; vorliegende kritische Analysen[17] werden meist in konkreten Forschungen nicht umgesetzt oder auch gar nicht erst zur Kenntnis genommen. Wird das Individuum, wie hier vorgeschlagen, nun zu einer Person im sozialen Raum, so sind biographische wie autobiographische Quellen weit mehr als Texte mit (auto-)biographischen Inhalten. Sie sind zugleich das Handeln eines kommunikativen Ich. Wenn man das Narrativ der Individualität in Frage stellt, dann bedeutet „Leben texten" lange nicht immer eine Lebensgeschichte, und es kommt auch nicht nur darauf an, von wem die Geschichte handelt, sondern außerdem, von wem sie geschrieben wurde.

Das kommunikative Ich als Angelpunkt autobiographischen Schreibens eröffnet zentrale Einblicke in gender-Aspekte dieser kommunikativen Handlungsräume. Ganz besonders ist das dort der Fall, wo die Frage der *agency* im Vordergrund steht. Wenn etwa die jüdische Kauffrau Glikl bas Judah Leib (1646/47–1724) als Schreibanlass und -motivation ihrer Autobiographie ausführlich den Tod ihres ersten Ehemannes thematisiert und zugleich tatsächlich jeweils in ihren Lebensphasen als Witwe an diesem Text für ihre Kinder schreibt, dann lässt sich hier beobachten, welche Handlungsräume sie für sich sieht und welche Möglichkeiten zu deren Nutzung und Gestaltung sie findet – aufschlussreich nicht zuletzt für ihre Schreibstrategien.[18] Wenn Konrad Pellikan (1478–1556), christlicher

Jahrhunderts entwickelt hat: ders., Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie, Tübingen 1988; für das 16. Jahrhundert aufgegriffen von Hans Rudolf Velten, Das selbst geschriebene Leben. Eine Studie zur deutschen Autobiographie im 16. Jahrhundert, Heidelberg 1995, 79ff.

17 Vgl. Hans Medick, „Missionare im Ruderboot"? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Alf Lüdtke Hg., Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a. M./New York 1989, 48–84; Burke, Representations, wie Anm. 4; August Nitschke, Gegen eine anthropozentrische Geschichtswissenschaft. Die Bedeutung der nichteuropäischen Kulturen für den Standort der Historiker, in: Historische Zeitschrift 265, 2 (1997), 281–307; Caroline Walker Bynum, Did the Twelfth Century Discover the Individual?, in: Journal of Ecclesiastical History 31, 1 (1980), 1–17, überarbeitet in: dies., Jesus as Mother. Studies in the Spirituality of the High Middle Ages, Berkeley/Los Angeles/London 1982, 82–109; Natalie Zemon Davis, Boundaries and the Sense of Self in Sixteenth-Century France, in: Thomas C. Heller u. a. Hg., Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought, Stanford 1986, 53–63 und 332–335 (dt. Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des 16. Jahrhunderts, in: Natalie Zemon Davis, Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers, Berlin 1986, 7–18 und 133–135); David Sabean, Production of the Self during the Age of Confessionalism, in: Central European History 29 (1996), 1–18 (dt. Selbsterkundung. Beichte und Abendmahl, in: van Dülmen, Entdeckung, wie Anm. 4, 145–162).

18 Analysiert bei Natalie Zemon Davis, Women on the Margins. Three Seventeenth-Century Lives, Cambridge, Mass./London 1995, Kap. 1: Arguing with God. Glikl bas Judah Leib, 5–62 und 220–259 (dt. Drei

Professor für Altes Testament in Zürich, sich mit seiner Autobiographie ebenfalls an seine Nachkommen wendet, so will er ihnen ähnlich wie Glikl wichtiges Wissen und Maßstäbe ihres Handelns vermitteln. Dass männliche Autoren ebenso wie Frauen ihre autobiographischen Texte auch generell meist für ihren eigenen Haushalt schrieben, und zwar in der Position des Haushaltsvorstandes, ist aber nur scheinbar das Gleiche, konnten doch Frauen meist nur als Witwen oder Äbtissinnen eine solche einflussreiche Stellung einnehmen.[19] Ebenso waren es für die jüdische Kauffrau durchaus andere Orientierungen als für den christlichen Professor, die auch der nächsten Generation als relevant gelten sollten. Das Gleiche zu tun, bedeutete nur scheinbar das Gleiche – das kommunikative Ich autobiographischen Schreibens war Träger höchst unterschiedlicher Handlungsfähigkeiten im Umgang mit dem eigenen Leben als Material autobiographischen Schreibens und bezog sich auf historisch und sozial spezifische Kontexte.

Um die Ökonomie des Schreibens über das Leben eines einzelnen, individuellen Menschen zu erhellen, sind gerade in der Selbstzeugnisforschung auch wichtige theoretische und methodologische Zugänge entwickelt worden, die historische Narrative umschreiben helfen können – wie es eindrücklich Natalie Zemon Davis in ihrem Buch „Women on the Margins" gezeigt hat. Dazu gehört vor allem die Rolle von VerfasserInnen autobiographischer Texte als kommunikative AkteurInnen in ihren spezifischen sozialen Kontexten – in eigener Sache und mit Autorität gegenüber Anderen, die in der Frühen Neuzeit als erwartetes Publikum fast immer und ausdrücklich mit im Spiel sind. Mit dem kommunikativen Ich eröffnet sich ein weites Feld, das Handeln von Frauen und Männern an konkreten sozialen Orten wie etwa dem Haushalt zu studieren.

Frauenleben. Glikl, Marie de l'Incarnation, Maria Sibylla Merian, Berlin 1996), sowie Jancke, Die Sichronot (Memoiren), wie Anm. 7, und Jancke, Gliкls Autobiographie, wie Anm. 12.

19 Dazu Jancke, Autobiographie, wie Anm. 1, Kap. 3: Für andere schreiben: Sprachen, Publikum, Publikationswege. Gruppenkulturen im Gesamtkorpus, 166–210, bes. 197ff. Ganz ähnlich hat schon Gianna Pomata beobachtet, dass Frauen, die in der Frühen Neuzeit biographische oder familiengeschichtliche Texte verfassten, sich in einer solchen einflussreichen Position in ihrem eigenen Haushalt befanden: Gianna Pometa, Partikulargeschichte und Universalgeschichte – Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte, in: L'Homme. Z.F.G. 2, 1 (1991), 5–44, 22f.